



HERONDINA MELO DE SOUSA

## TITEL

# Die neuen Menschen

## Die Metapher vom Schmelztiegel

DR. JENS SOENTGEN

Der französische Abenteurer Michel-Guillaume Jean de Crèvecoeur schrieb 1782 in seinen „Letters from an American Farmer“, dass in Amerika „Menschen aller Nationalitäten zu einer neuen Rasse verschmolzen werden, deren Werke und Gedeihen eines Tages große Änderungen in der Welt hervorrufen wird.“

Später lieferte der jüdische Einwanderer Israel Zangwill zu diesem Gedanken die passende Metapher. Zangwills Vierakter „The Melting Pot“, das am 5. Oktober 1908 uraufgeführt wurde, war ein sehr großer Erfolg, und es müssen sich ähnliche Szenen abgespielt haben, wie hierzulande bei der Uraufführung der Räuber von Schiller. Die Metapher vom Schmelztiegel verbreitete sich in Windeseile und wurde zu einem essentiellen Bestandteil des „American Dream“. Die Einwanderungswelle aus Europa erreichte damals ihren Höhepunkt.

Ohne Rücksicht auf Herkunft und Rasse sollten sich, so die Botschaft, in Amerika die Rassen vermischen. Und eben diese Mischung bringe dann einen neuen, besseren Menschen hervor. Das war die Aussage des Stückes, das inhaltlich eine Art Romeo-und-Julia-Variante war, wobei der Familiengegensatz, der Romeos Weg zu Julia erschwerte, durch eine Rassendifferenz ersetzt ist. Die Idee vom Melting Pot war zunächst nur auf die USA bezogen, wurde aber bald überall in der Neuen Welt populär.

Vor allem in den großen Mestizenkulturen Mexiko und Brasilien fiel der Gedanke auf fruchtbaren Boden. Er hatte hier auch eher ein fundamentum in re, wiesen doch die beiden lateinamerikanischen Länder schon damals in der Tat einen wesentlich höheren Anteil an Mischlingen auf als die USA.

Bald wurde der Gedanke weiter ausgeschmückt. In einem 1925 verfassten Buch mit dem Titel „La raza cosmica“<sup>1</sup>

(Die kosmische Rasse) lehrte der mexikanische Philosoph José Vasconcelos, die hohe Rassenmischung Lateinamerikas sei ein Vorgriff auf eine universelle, fünfte Rasse, die eine Synthese der schwarzen, roten, gelben und weißen Rasse darstellen solle.

Die USA, die von Zangwill gelobt worden waren, verfielen in den Überlegungen des Mexikaners der Kritik: „Die Angelsachsen haben die Sünde begangen, die verschiedenen Rassen zu zerstören,

während wir sie assimilieren, und dies gibt uns neue Rechte und Hoffnungen auf eine Mission ohne Vorbild in der Geschichte.“<sup>2</sup>

### Freyres Brasilien-Utopie

In Brasilien war es kurz darauf Gilberto Freyre, der die Idee der „neuen Rasse“ populär machte. Obwohl er nicht der Erfinder des Begriffs ist, hat er ihn doch wie kein zweiter verbreitet. Für Freyre ist Brasilien von vornherein das Land einer





▷ „ethnischen Demokratie“. Hier habe ein Prozeß der Vermischung von Europäern mit Schwarzen und Indios stattgefunden, der einen neuen, tropischen Menschentyp hervorgebracht habe, den Brasilianer. Dies war die zentrale These des 1933 erschienenen und erst 1964 ins Deutsche übersetzten Buches „Casa Grande e Senzala“, „Herrenhaus und Sklavenhütte“, das Freyre weltbekannt machte.

Freyre will beweisen, daß nicht kirchliche oder staatliche Planung die koloniale Entwicklung bestimmten, sondern die Familien. Die brasilianische Gesellschaft entstand danach aus der Mischung dreier Rassen, die sich auf der Plantage

begegnen: dem portugiesischen Kolonisator, dem afrikanischen Negersklaven und dem Indio.

Der zum Brasilianer gewordene Portugiese hat nach Freyre eine geschichtliche Mission. Die Rassenmischung betrachtete er anders als seine rassistischen Zeitgenossen nicht etwa als Verschlechterung, sondern ganz im Gegenteil gerade als Steigerung des humanitären Potentials. Portugal habe, so glaubte Freyre, eine sanfte Kolonisierung betrieben. Und dies wiederum habe seinen Grund in dem Nationalcharakter der Portugiesen, die von Haus aus, aufgrund ihrer Lage am Rande Europas beziehungsweise zwi-

schen Europa und Nordafrika bereits seit Jahrhunderten an den produktiven Umgang mit anderen Kulturen gewohnt waren.

Die Rassenmischung, die in Brasilien stattgefunden habe, führt laut Freyre nicht etwa zu einer Gesellschaft von Untermenschen, wie es in den damals gängigen Rassentheorien (das Buch erschien im Jahr der Machtergreifung Hitlers) gelehrt wurde, sondern zu einem, wie er schreibt, neuen, besseren Menschen. Freyre benutzte das Wort von der Metarasse, und meinte, daß der Brasilianer, der eben dieser Metarasse angehört, nicht etwa etwas Schlechteres, sondern im Gegenteil eine neue Stufe der Menschwerdung darstelle. Die Rassenmischung ist ihm mehr als ein bloßes Faktum, sie wird zum politischen Projekt.

### Probleme mit der multikulturellen Identität

Wenn man sich die Zahlen ansieht, so stellt man fest, daß der Bevölkerungsanteil der Mischlinge in Brasilien deutlich höher ist als in den USA, er liegt bei mindestens 40 Prozent. Der der Weißen beträgt 54,4 Prozent (in den USA 74 Prozent), der Anteil der Schwarzen liegt bei 5,21 Prozent, der Anteil der Indios bei 0,14 Prozent.

Mestiçagem, Rassenmischung, ist in Brasilien also verbreitet. Viele Brasilianer haben schwarze Vorfahren. Nicht wenige erzählen von einer Indio-Großmutter, die mit dem „Lasso im Wald“ gefangen worden sei.

Schon dieser Ausdruck läßt jedoch ahnen, dass die Existenz als Mischling vielleicht doch problematischer ist, als es die lächelnde Mulattin und die fröhlichen Entwürfe von Freyre, Vasconcelos und anderen ahnen lassen. Denn das Lasso deutet doch wohl hin auf Feindschaft und Gewalt. Und so gibt es denn Autoren, die Prozess und Resultat der Rassenmischung (übrigens ist das Wort vielleicht schon ein Euphemismus) in ganz anderem Licht erscheinen lassen als Freyre oder Vasconcelos.

In einem berühmten Brief aus Jamaica schrieb Simón Bolívar, die Lateinamerikaner seien „weder Indianer noch Europäer...“, sondern ein Mittelding zwischen den rechtmäßigen Besitzern des Landes und den spanischen Usurpatoren, kurzum Amerikaner durch Geburt, aber mit Rechtsansprüchen aus Europa“<sup>3</sup> Sollte die Rassenmischung am Ende vielleicht doch nicht so unbeschwert und heiter sein, wie es die offizielle Ideologie vermuten läßt? Das Nebeneinander von oberflächlicher Fröhlichkeit und innerem Hader fällt jedenfalls den Beobachtern immer wieder auf.

In einem Bericht von einem Wissenschaftler-Kongress in Mexiko berichtet die Psychologin Christine Neubaur, die Identitätsfrage sei ein konstantes Problem des lateinamerikanischen Selbstverständnisses. Drei Typen des Umgangs mit dem eigenen Mestizentum gebe es, so fasst Neubaur die mexikanischen Diskussionen zusammen, nämlich zum einen die Verdrängung des spanischen Anteils, um sich ganz als indianisches Opfer fühlen zu können, zum anderen die Leugnung oder Marginalisierung des unterworfenen indianischen (oder negroiden) Anteils, um sich ganz zum europäischen Herrenmenschen aufwerfen zu können. Schließlich gebe es noch die Möglichkeit, das eigene Kreolentum zynisch zu instrumentalisieren, die eigene Nichtzugehörigkeit auszunutzen in einer „Was-geht's-mich-an-Haltung“,<sup>4</sup> die aus der eigenen Nicht-Zugehörigkeit auf die Berechtigung zu rücksichtslosem Handeln schließen zu können glaubt.

Und wenn auch diese Typisierung etwas überpointiert erscheinen mag, so zeigt sie doch, dass die sogenannte Rassenmischung mehr Schwierigkeiten mit sich bringt, als der erste Eindruck tropischer Lebender

**Die Haut**

Es ist Zeit für einen nüchternen und präzisen, nicht von Ideologien verstellten Blick auf die Rassenmischung. Der brasilianische Fotograf Manoel Nunes plant, die Mestigenação in allen fünf Großräumen Brasiliens zu dokumentieren. Begonnen hat er im Nordosten.

Es sind nicht die bekannten Bilder lächelnder Mulatten, die sich unbeschwert durch multikulturelle Welten bewegen. Solche Bilder kennt man, sie werden auch in Brasilien selbst wie ein Unterpfand der Metarassenideologie herumgereicht. Die Leute auf den Bildern wirken vielmehr nachdenklich, bisweilen verloren und oft eher traurig.

Nunes arbeitet auf Großformat, mit einer Arca Swiss, mit der etwa auch Anselm Adams seine Fotos gemacht hat. Gesponsort wird das Unternehmen von Agfa, broncolor und der Kölner Firma Megalab.

Das Großformat ermöglicht hohe Detailgenauigkeit. Ein Aspekt, der das Projekt von entscheidender Bedeutung ist. Man erkennt feine Abstufungen der Hautfarbe, ein eigentümliches Geschecktsein bei manchen und bei anderen Sommersprossen und feinste Kratzer. Für jede dieser Abstufungen, für alle Spielarten der Pigmentverteilung gibt es in Brasilien, wo kaum etwas so wichtig zu sein scheint, wie die Farbe der Haut, eine eigene Bezeichnung. Die Fotografien wirken, auch wenn sie oft

spontan entstanden sind, streng durchkomponiert.

**Die Namen**

Statt mit einem Titel sind die Bilder mit den Namen der Modelle bezeichnet. Das ist keine Verlegenheitslösung, sondern integraler Teil des Projekts. Denn ebenso wie die äußere Erscheinung sind auch die Namen der Modelle ein Dokument der Mischung. Es gibt wohl kein anderes Land in dieser Welt, in dem so faszinierende oder auch phantastische Namen existieren wie in Brasilien.

Denn brasilianische Namen lassen, ganz ähnlich wie chemische Formeln, die Zusammensetzung der Person erkennen. Sie sind oft ungewöhnlich lang und geben genaue Auskunft über die Ingredienzen.

Auch lassen sie die latenten Spannungen ahnen, unter denen der so benannte Mensch steht. Das liegt daran, dass in der Regel auch der Name der Mutter weitertradiert wird, sogar an erster Stelle, gleich hinter dem Vornamen. Hinter der Partikel „de“ (bisweilen auch „e“), mit der die Namensungetüme zusammengehalten werden, folgt der Name der Mutter. Nehmen wir zum Beispiel den Namen „Hermano Pedro Sebastião Todos os Santos de Schmidhuber“. Er setzt sich zusammen aus dem väterlichen Bestandteil „Schmidhuber“ und dem mütterlichen Teil „Todos os Santos“ (Allerheiligen). Der Name Pedro erinnert vielleicht an den Großvater väterlicherseits, Sebastião hingegen wäre möglicherweise der Name des Taufpaten. Manche Namen



**NEGUINHO & MERO (FISCH)**



▷ wirken in ihrer beeindruckenden Länge geradezu wie die chemische Formel einer organischen Verbindung. Sie geben die Zusammensetzung der Person an. Der Chemiker kann aus dem Studium einer Formel erkennen, ob die so bezeichnete Substanz stabil, instabil oder gar explosiv ist. Ähnlich kann man anhand der Namen die typischen Konflikte einer Person, etwa zwischen ihrer indianischen und der europäischen Komponente, vorhersagen.

Was die Vornamen angeht, so herrscht in Brasilien größtmögliche Freiheit, ja Anarchie. Auf den Namensämtern, den sogenannten Cartórios reicht es, wenn man beweisen kann, dass das Wort, das

man gewählt hat, irgendwo gedruckt existiert. In welchem Zusammenhang ist gleichgültig. Im Grenzfall kann das verlangte Druckwerk auch eine Postkarte aus Baden-Württemberg sein, die dann zu dem Namen „Württemberg Araújo da Silva“ führt. Im Schmelztiegel kann sich eben alles mit allem verbinden. Im Rührtopf der Tropen bilden sich die seltsamsten Legierungen. Man fühlt sich versetzt in ein alchemistisches Laboratorium, das aus den Fugen geraten ist. Die gewagten Synthesen, die dabei entstehen, lassen die simplen Doppelnamen, die hierzulande üblich sind, wie langweilige Anfängerübungen erscheinen.

Es gibt traditionelle portugiesische Namen wie João oder Fernando. Ihr Gegenpol sind Indianernamen, die in der Regel aus dem Tupí stammen, wie etwa Iara, Tupinambá, Úbirata, Úbirajará, Iraja oder Irupé. Auch die übrigen ethnischen Gruppen, aus denen sich die brasilianische Bevölkerung zusammensetzt, steuern ihre althergebrachten Namen zum kombinatorischen Spiel bei.

Doch viele Kinder werden nach Lust und Laune benannt und heißen dann etwa Julia Yin Pin Lin, oder auch Hale Bopp, nach dem Kometen, der 1997 zu sehen war. Die Namen von Sportlern sind beliebt, aber auch europäische Komponisten wie Mozart oder Wagner stehen erstaunlich häufig Pate. Manche Namen sind selbst musikalisch. Ausladende Klangkörper, die mit viel Sinn für Melodie und Rhythmus komponiert wurden. Sie swingen in leichtem Takt wie ein Samba.

Andere kommen imposant daher und erinnern dann eher an eine Oper. Der Erfinder der parakonsistenten Logik, einer typisch brasilianischen Erfindung, führt zum Beispiel den Namen „Afetuoso Carneiro Newton da Costa“.

Wo soviel Vielfalt ist, muß es auch Inseln der Ordnung geben. Manche Eltern finden es daher wichtig, dass alle ihre Kinder mit demselben Buchstaben anfangen. Andere zählen einfach von eins bis n, wie die alten Römer.

Es werden aber auch lächerliche Namen vergeben wie Xerox-Cópia oder sogar obszöne wie Vagina, Bimba (Penis) und Schlimmeres. Namen, die wie Flüche wirken, keine Zeugen der Liebe, sondern Zeichen des Hasses. Bisweilen führen Gedankenlosigkeit und Unbildung zu geradezu dämonischen Namen. Der Polizeichef (Delegado da Polícia Estadual) von Goiânia, einer Großstadt in Zentralbrasilien, nicht weit von der Hauptstadt Brasília, heißt Hitler-Mussolini Pacheco.

Die Buntheit der Namen nimmt zu, je weiter man sich von den Metropolen entfernt. An der Peripherie, in den Favelas finden sich die abenteuerlichsten Kombinationen. Hier entscheidet oft der ästhetische Gesamteindruck eines Wortes über seine Eignung als Name. Die Bedeutung spielt eine untergeordnete Rolle, nicht selten ist sie gar nicht bekannt.

Umgekehrt werden die Namen immer normaler und stereotyper, je weiter man sich in der sozialen Hierarchie nach oben vorarbeitet. Der Konformismus nimmt zu, natürlich auch der Bildungsgrad. Zugleich nimmt die Mestigenação, die Rassenmischung ab. Nur am heißen Rand des Schmelztiegels verbinden sich die Substanzen. In der Mitte hingegen findet man nur einen einzigen Stoff, der sich ganz rein erhält. Er verbindet sich nur mit sich selbst. Die Oberschicht Brasiliens ist

nach wie vor europäisch dominiert. Es ist kein Zufall, dass der derzeitige Präsident Fernando Henrique Cardoso einen ganz normalen portugiesischen Namen trägt, in dem sich keine surrealen Einschüsse finden. Freilich hilft ihm das nicht viel, denn in den brasilianischen Medien gilt nur die spielerisch-lächerliche Kurzform Eff-Agá (FH). Außerhalb des Regierungsbezirks wird auch der mächtigste Name des Landes kamevalisiert.

### Der Dämon des Schmelztiegels

So dokumentiert das Kaleidoskop der Namen auch eine dionysische Lust am Spiel, ja an der Travestie. Und eine unbekümmerte, fast gleichgültige Haltung gegenüber der eigenen und der fremden Identität, die uns rätselhaft erscheint. Denn wie wichtig ist uns Deutschen unser Name, wie eifersüchtig wachen wir darüber, dass er richtig geschrieben wird!

In dem Roman Mephisto von Klaus Mann, den man zur Illustration heranziehen kann, ist der Eigenname des Helden ein Leitmotiv. Und es ist ausgerechnet eine Südamerikanerin, die den Namen bei der Einführung der Hauptfigur verballhornt:

*„Die muntere Gattin des Fabrikanten ... entschloss sich dazu, weiter zu promenieren. „Entschuldigen Sie mich, meine Liebe!“ sagte sie fein und raffte die glitzernde Schleppe. „Ich muß eben mal eine alte Freundin aus Köln begrüßen – die Mutter unseres Staatstheaterintendanten, Sie wissen doch, des großen Hendrik Höfgen.“*

*Hier tat die Südamerikanerin zum ersten Mal den Mund auf, um zu fragen: „Who is Henrik Hopfgen?“ – was die Fabrikantengattin veranlaßte, leise aufzuschreien: „Wie?! Sie kennen unseren Höfgen nicht? – Höfgen, meine Beste –, nicht Hopfgen! Und Hendrik, nicht Henrik – er legt größten Wert auf das kleine ‚d‘!“<sup>5</sup>*

Man erkennt den geradezu tierischen Ernst, mit dem man hierzulande die eigene unverwechselbare Persönlichkeit gewürdigt wissen will. Eine Erbschaft des bürgerlichen Zeitalters mit seiner Hochschätzung von Selbstzucht und Selbstgestaltung.

In Brasilien ist der Name eher Anlass und Einladung für ein Spiel, das manchmal heiter und manchmal grausam ist. Die Travestie, das Spiel mit der eigenen Identität, ist eines der Kennzeichen des Landes. Weil der hybride genetische Hintergrund, den viele Brasilianer haben, zu einem entspannteren Umgang mit sich selbst zu führen scheint.

Wie auf dem Foto „Samantha Menina“. Samantha ist Transvestit und wandert zwischen männlich und weiblich hin und her. Er spielt auch mit weiß und schwarz: Haar und Haut sind dunkel, durch die hellblauen Augenlinsen hingegen wird

die weiße Komponente schrill betont. Auch dieser etwas unheimliche dunkle Engel ist dem Schmelztiegel entstieg, wie seine schöne Schwester, die lächelnde Mulattin mit den angenehmen kaffeebraunen Zügen, die wir alle aus der Tourismuswerbung kennen. Auch Samantha Menina ist ein kombinatorisches Produkt. Er weiß es und spielt damit, indem er seine eigenen Bestandteile – weiß und schwarz, männlich und weiblich – schrill voneinander absetzt, statt eines zugunsten des anderen zu verdrängen, oder sie allesamt sanft und konfliktlos ineinander übergehen zu lassen. Ein fast schon monströses Spiel mit der eigenen Identität. So weit wie Samantha gehen nur wenige. Doch etwas von dieser dämonischen Spiellust steckt in jedem Brasilianer. ■

1 José Vasconcelos: La Raza Cosmica: Misión de la Raza Iberoamericana. Mexiko 1961 (1925).

2 José Vasconcelos: La Raza Cosmica: Misión de la Raza Iberoamericana, Mexiko 1961 (1925), S. 31, zitiert nach: Nikolaus Werz: Das neuere politische und sozialwissenschaftliche Denken in Lateinamerika. Arnold-Bergstraesser-Institut, Freiburg (Breisgau) 1991, S. 233.

3 Brief Simón Bolívars aus Jamaika an einen ungenannten Amerikaner vom 6. September 1815, in: Richard Konetzke, Lateinamerika seit 1492, Quellen- und Arbeitshefte zur Geschichte und Politik, Stuttgart 1971, S. 56, zitiert nach Nikolaus Werz: Das neuere politische und sozialwissenschaftliche Denken in Lateinamerika. Arnold-Bergstraesser-Institut, Freiburg (Breisgau) 1991, S. 6.

4 Christine Neubaur: Die Söhne der Malinche. Mexikanische Mythen im Licht der Psychoanalyse. Merkur, 46 Jg. 1992, S. 937-944.

5 Klaus Mann: Mephisto. Roman einer Karriere. Reinbek 1985, S. 12.



SAMANTHA MENINA